

## Notdürftige Armseligkeiten

Tim Trzaskalik

# Notdürftige Armseligkeiten

Rohstoff

Proöm

*Mehr oder minder frei nach Marie-Andrée Gill*

Draußen ist die einzige antwort,  
die ich drinnen finde.

Alle türen und fenster sperrangelweit offen,  
ich heize das draußen,  
schreibe gedichte,  
wie man holz spaltet.

## Prosaische Prisen

»Mund, der in meinem Mund genächtigt hat,  
Aug, das mein Aug bewachte,  
Hand –

Und die mich schleiften, die Augen!  
Mund, der das Urteil sprach,  
Hand, die mich hinrichtete!«

Ingeborg Bachmann

»Abfällige Bemerkungen sollte man  
wiedergeben nur, wenn es unmittelbar und  
durchsichtig um gemeinsame Entscheidungen,  
die Beurteilung von Menschen geht,  
auf die man sich zu verlassen, mit denen  
man etwa zu arbeiten hat.«

Theodor W. Adorno

»Jeder, oder fast jeder existiert zu sehr,  
oder will zu sehr existieren. Ich versuche zu  
sagen, dass es für viele dringlich wäre,  
weniger zu existieren, damit nicht mehr  
geboren werde, was kaum geboren,  
und endlich auferstehe, was tot ist.«

Michel Surya

»Die Gründe, ein Buch zu schreiben, können  
auf das Begehren zurückgeführt werden,  
die Beziehungen zu verändern, die zwischen  
einem Menschen und seinesgleichen bestehen.  
Diese Beziehungen werden als eine  
entsetzliche Misere angesehen.«

Georges Bataille

## Vorwort

Das Vorwort zu diesen Prosaischen Preisen wurde unwissentlich, unwillentlich vor mehr als sechzig Jahren verfasst. Aber auch diesbezüglich entschuldige ich mich mitnichten. Wären dies also Fragmente eines Buchs, dessen Autor danach lechzt zu *sein*, und sei es nur, um einen beträchtlichen Anteil besagter Fragmente zu annullieren, vollkommen überflüssig zu machen, sie für null und nichtig zu erklären? Es gab jedenfalls den Traum, sich ihrer anonym, unpersönlicher zu entledigen, insofern er, in unbestimmbarer Weise mit ihnen verhaftet, verschmiert von ihrem Harz aus Ungemach, gegen sie lebt. Da auf einmal alles anders war, *sans crier gare*, da sich die Dinge ohne jegliche Vorwarnung auf den Kopf gestellt hatten, ist es zu diesen Gliedmaßen gekommen, zu diesen Triebfedern man weiß nicht welch ständig berstenden Leibes. Mögen sie einem hypothetischen Leser die *Vorstellung* davon vermitteln (nein, die *Idee*), wonach ihr Opfer in blinder Besessenheit sucht. Eine Unzahl nachfolgender Zeilen bleibt zweifelhaft, einer derartigen typografischen Anstrengung (tausend Dank, liebster Michael) unwürdig. Eine Empfindung ist wie eine Fotografie: Sie taugt nur etwas, wenn sie gepflügt, in die angemessene Form gebracht wird. Ohne Pflug können zwei in traurigem Gänsemarsch einhergehende Empfindungen sich nur wehtun. Aufeinander böse sein, wie man in der Hölle einer Fa-

milie aufeinander böse sein kann, wenn die Eltern sich unaufhörlich zanken, wenn die Kinder keinen Weg finden, Hochzeit zu halten, will sagen ihr Leben zu *gestalten*. Kurzum, Wörter und Dinge, alles *und* nichts, ganz gleich auf welcher Seite, in der Gereiztheit des Unvollendeten, ein schlechtes Blatt, mit dem kaum hoch zu reizen sein wird (23), schlichte Schlacht widersprüchlicher Figuren, eine auf die andere folgend, sich jagend, eine die andere in Abrede stellend, oder sich gegenseitig entschuldigend, *nachsehend*, in der Verzweiflung einer grundlegenden, leibhaftigen Unfähigkeit, es sich in einem privilegierten Rahmen behaglich zu machen (... ich nenne hier keine Namen), Abfälle einer Jugend, die unaufhörlich nicht Däumchen, sondern durchdreht.

\* \* \*

Ein leichtes leises Säuseln? Ungefähr so etwas, mehr ist es nicht, was dieses Leben so gerade noch im Weiter hält. Mir scheint, es ereigne sich – selten, so selten – irgendwo in einer Ader, ich spüre es, kurz, so ungemein kurz, dass es sich eigentlich kaum ereignet. Ein blitzhaftes Versurren des Schmerzes, dort, wo es erklingt und schon wieder verklingt. Und prompt bin ich erneut dem Leid vereidet, weidet mich der Schmerz, so souverän wie eine Kuh das Gras auf den Wiesen.

Es ist sehr schwer, sich zu sagen, dass die Menschen nichts als Sprache sind. Und dass dies keine Strafe ist. Weder das noch ein Freispruch. Auch wenn heute alles nur noch freies Sprechen ist. Alle sich frei sprechen, frisch von der Leber weg. Heute hü, morgen hott. Arme Reiter.

Ach, es ist so verdammt unmöglich schwer, wieder irdisch zu sein nach nur einem Sommer im Himmel, der an der Seite von jemandem lag, die nur wenig sprach, ja, die die Sprache fast vergessen hatte und also den Anschein erweckte, noch sprechen zu können. Die aber doch nur eine Freisprechanlage war. Jeder Satz qualifiziert fürs Mikrofön, vor das sie als Stellvertreterin des Durchschnitts – Fantasie wird entflammt von Menschen, denen Fantasie gerade abgeht – platziert wurde. Vertickt: die Fähigkeit, miteinander zu sprechen.

Nennen wir sie, diese Person, F. Oder Norah. Oder sonst wie. Von mir aus auch Norma. Aber buchstäblich

mit laschem, mattem, schlaffem *No* im Namen. Oder auch Prinzessin Eidechse. Womit ich mich selbst als Wohlbestallten enttarne.

Ach, würde ich nur einen Menschen kennen, der die Sprache vergisst, damit ich mit ihm reden könnte!

Nein, nicht Noga. Ein Stern hat Bestand. Ist beständig.

Ach, es ist so verdammt unmöglich schwer, der glorreichen Lüge zu entsagen. Schwer und – was noch fürchterlicher ist – so ganz und gar unwahr, gelogen, wenn es denn möglich wäre. Ein elender Verrat am Leben. Aber wie lange noch widerstehe ich diesem unmöglichen Verrat, ohne das Weiter zu verraten? – Ihr weichen Tränen, löscht das Augenlicht mir aber nicht ganz aus; ein Gedächtnis doch, damit ich edel sterbe, lasst ihr Trügrischen, Diebischen, mir nachleben.

Also bleibt nichts. Nichts als der Höhepunkt der Kunst: Die Form verleugnet den Sinn und begräbt den Tod selbst. Aber wie darüber nicht lachen? Und sei es ein Lachen, das von sich aus nicht die Vollkommenheit der Sphäre und die ephemere Notwendigkeit von Seifenblasen hat.

Ich bin zu weit gegangen. Und das auch noch alleine. Dummheit! Dummheit. Und von wegen Blödigkeit: am Arsch!

Ja, ja, ich weiß, ich weiß es nur zu gut: Nur der Blöde ist zu einem Exzess an Liebe fähig. Und nur die Liebe macht blöde.

Einmal ist keinmal. Zweimal ist zweimal zu viel. Dreimal ist's erst einmal im Eimer. Viermal – und alles wird zum Abzählreim. Ene mene muh und tot ist jedes Wort und fort musst du. Das Schwierigste ist, sich nicht schuldig zu fühlen, sich zu sagen, dass das wahre Verbrechen die kalte Mauer ist, die man anstelle einer Person vor sich hat. Welches Wort kann angesichts solcher Gewalt Sinn ergeben? Deswegen habe ich meistens keine Lust zu reden. In dieser Welt scheint jedes gesagte Wort seinen Sinn verloren zu haben.

Das Sagbare, alles Sagbare schwindet. In meinem Kopf dröhnt es immerzu: Halt die Fresse! Lass die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden; *er* nur ists, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint. Ach von wegen, ihr alten Säcke, ihr tatenlosen Seinsprediger!

Wie blöde muss man sein, sich etwas von Optik zu versprechen? Ich bin dieser Blöde. Und muss nun blöde gegen alles Stumme lallen, ohne auch nur das Geringste zu sagen zu haben, das sich, und sei es auch nur um das Geringste, von einem leichten leisen Säuseln unterscheidet.

Immerhin könnte die Optik erwidern: »Wer sich der Malerei widmen will, muss sich zuallererst die Zunge herausreißen.«

Bei jedem Schritt – und es ist gleichsam verwegen, es sei denn eine Lüge, von Schritten zu sprechen – wackelt das Bild. Alle Bilder. Sie sind leer. Nur Schmerz ist darin, ohne darin zu sein. Wäre er doch nur darin. Würde er nicht überall rinnen. Aber er ist da, ohne darin zu sein. Die Leere zu füllen. Wachend. Wachend. Bis in den Rachen. Er besteht aus lauter Atomen, aus lauter unsichtbaren Atomen, in mir, außerhalb von mir, überall, auch überall da, wo ich nicht bin, grenzenlos, während ich eine einzige Schmerzgrenze bin, an der es weit und breit keinen einzigen Grenzbeamten mehr gibt, während wir – was für ein Wort – ein Wort wie Blume – ein Blindenwort gegen jede Optik, da jede Optik immer nur ich, ich, ich stammelt – woanders sind, irgendwo, irgendwie anders.

Ja, Jonas, alles Vergangene ist blutig. Es lehrt uns nichts, fast nichts. Aber es leert uns. Wir verbluten.

Ich kann nicht schlafen. Nicht schlafen. Wachen, wachen. Schmerzwach. S. im Quadrat. Bis in den Rachen. S. bohrt mir seine Potenz in den Rachen. Ich schlucke, schlucke ... Es schmeckt bitter. Ich kann mich nicht erbrechen. Ich breche. Ich schreie nach vergessenen Leichtigkeiten. Es bleibt der Wein, der Wein. Zum Weinen. Ein Stein weiß einen anderen zu erweichen. Ach. Wachen, wachen. Bis in den Rachen.

I want to walk with you on a cloudy day. Execute. Exit.

Ich bin weder Gong noch Watte noch Schnee gesang. Ich schaffe es nicht, mir einen Zorn zu zwirbeln. Also singt er auch nicht. Legt kein Ei. Ich kann auch keine Eier essen. Und wären sie auch eine Essenz. Zum Beispiel der Gesellschaft, in der wir leben. In der Gesellschaft von Altgoldeltern. Muss einer vergessen? Wird von ihm denn nicht bedacht: Nothing gold can stay. Weshalb wir silbern müssten, in Silben, und nicht schweigen dürften. Nicht dürften. Ich kann keine Eier essen. Und seien sie auch eine Essenz. Aus F. oder Norah. Oder von mir aus auch Norma. Sodass sie an meinem anderen Ende wieder herauskäme. Ich kann mich nicht ausscheißen.

Was geschah der Musik? Es gibt ganz und gar falsche Lieder. Die Lieder der Menschen sind immerhin schöner als sie. Und es seien noch Lieder zu singen jenseits der Menschen, wie einer sagt. Sonst sagt niemand etwas. Aber, geliebter Jonas, dein »Hier-und-Jetzt« ist eine hochprozentige Idee, leider, leider. Auch wenn du dir die Seele aus dem Leibe singst. Und singst, dass deine Freunde nicht mehr singen. Denn wer seine Gedanken behutsam untersucht, wird überrascht herausfinden, wie sehr er in der Zukunft lebt. Sein Wohlbefinden liegt stets vor ihm. Ein solches Geschöpf ist vermutlich unsterblich.

Ich muss das Schweigen hören. Es bleibt mir nichts anderes übrig. Ich muss immerzu ihr Schweigen hören. Das ist alles, was F. sagt. Ich muss dieses Schweigen hören. Mit dem sie mich tagein, tagaus ermordet. Ihr mörderisches

Schweigen. Ach, Ingeborg, ja, es *ist* Mord. Ich muss mich tagein, tagaus ermorden lassen. Oder aber todessehnsüchtig wie sie unmöglichen Verrat üben. Mord und Totschlag begehen.

Keine Trockenmauern. Hier ist weit und breit kein Vers zu machen. Nichts, worauf ich mir einen Reim mache. Nur ein einziges monolithisches Leid. Oder Unglück. Beton. Klinkerlos. Kein Stein zu erweichen. Und ich nicht zum Glück aufgelegt. Hier ist weit und breit nur ein Leid nachzuzeichnen. In prosaischen Prisen. Anflügen. Abstürzen.

In jenem Sommer regnete es tagein, tagaus auf dem Berg aller Freuden. Es war Wasser auf unsere Mühlen. Sie mahlten beständig die Prosa des Lebens, ihres Lebens, in das F. mich einließ, als gehörte ich je schon dorthin. Ein fröhliches Allerlei rauschte so laut wie die Rur. Und wir sangen unsere Ideen des Kommenden. Wobei dieses schlichte, eintönige, aus lauter Gesten des Alltags bestehende Tagein-Tagaus die erste Geige spielte, begleitet von Aussichten auf Streifzüge durch die umliegenden Wälder und Moore, die unweit gelegenen großen Städte, Reisen zu Wasser und zu Lande, unter anderem in meinen Süden. Wir sangen und wussten, dass wir auch gegen Wind und Wetter zu singen hatten, und über alle unsere Entfernungen hinweg. Wir bestaunten die unvermittelt erwachsene Nähe, wie verwundert rieben wir uns die Augen, sahen uns lange an, bis die Freudentränen zu schärferen Linsen wurden. Mehrstöckig war der Garten unserer innigen,

einigen Träume und wir wussten gar nicht, wo es in ihm am schönsten war, so schön war es überall. (Im G. Eden, irgendwo zwischen den Sternen, in deinen Armen, fehlt es X oder Y an nichts, braucht X oder Y nichts weiter ... Mein G., was liebe ich D., ich schließe meine Augen und bete, dass ich für immer hierbleiben kann, X oder Y, oder wer auch immer.) Nach und nach entflammten auch die Leiber, sanft und zärtlich zunächst, doch gab F. sich bald auch tigernd zu lesen und schrieb sich auch so in mich ein. (Hommage an Lord Auch.) Ich sog in mich auf, was sie so schrieb, wie ein gieriges Löschblatt. Wir waren eine dem anderen Myriaden ins Unbekannte. In regsamen Wortwechseln brachen wir auf, warfen die Netze aus, die wir so knüpften. Ich spielte mehrfach auf Youkali an, sie war davon begeistert, zu Tränen gerührt. Und mir war, als seien wir schon dort, als sei es weder Traum noch Wahn, und noch weniger ein Vergessen der Sorgen und Nöte des Alltags, sondern ihr Teilen, ihr Mittragen, ihre Heimsuchung in gut geschnürten rhythmischen Sätzen, mit denen wir uns leibhaftig an der Genauigkeit einer Haltung ausrichteten.

Und dann? Verstummt sie. Sprach kein Sterbenswort mehr. Von jetzt auf gleich. Von gleich auf jetzt.

In jenem Sommer nahm der Sommer kein Ende. Er zog sich endlos in den Herbst dahin. Verstoßen vom Berg aller Freuden fand ich mich in meinem Hafen wieder, am Weltenende, dort wo es sie und ihr Boot in jenem

Sommer, er war kaum angebrochen, im weiten Rund vom Meer der Winde hingetrieben und sie mich zu ihrer Fee verzaubert hatte, um mich auf ferne Reisen einzuladen. Obwohl dort für gewöhnlich die Himmel wankelmütiger sind als das wetterwendischste Gemüt, lastete unwandelbar ein und dieselbe gläserne Bläue des Himmels (blue skies from pain) über den sachte klirrenden Fahnen und den klimpernden Wanten. In den Dünen verströmten die Strohblumen oder Goldsonnen oder weißen Dünenperlen oder Gemeinen Unsterblichen unerbittlich ihren strengen Duft, der mir je schon ein Atem der Kindheit war, während ich nahtlose Schnüre des Regens, alles entstellende Nebel, tiefschwarze Nächte und Wolken wie Teer herbeisehnte. In mir schrie in dieser sterilen Schmerzwüste alles stumm vor sich hin, aber weit und breit keine Hand des Verdrusses, diesem zynischen Azur den Garaus zu machen. Und auch die See ist bei solchen Wetterlagen ja nichts weiter als ein willfähriger Spiegel und verdoppelt die entsetzliche Bläue ...

Unter Schmerzhochdruck.

Antidepressiva? Hm. Lieber Ultradepressiva in Form von Fabelhaftigkeiten. Wie dieser, die ich einen Sommer lang vergessen zu können wähnte:

– Meine Schönheit lässt die Männer zu Schlafwandlern werden und der Zauber meiner Stimme verführt sie zum Träumen. – Ihre Liebsten hassen mich, ohne zu wissen, ob

ich existiere, denn in den vagen Worten ihrer Liebeserklärungen wird ihren Sätzen mein Bild lästig und sie spüren meine einem Sirenengesang gleichende Anwesenheit im Vergessen ihrer Stimme, im Lockern ihrer Umarmungen oder Umklammerungen. – Ich bin der Duft, der sich, einmal erträumt, als Hof um ihre Einbildungskraft legt, und niemals werden sie eine Gemahlin oder Verlobte streicheln können, denn sie werden sich erinnern, dass ich die Prinzessin bin, die für sie, einst, das ganze Leben war.

Die Blicke der Sklaven werden verstohlen, kaum dass sie mich sehen. Ich schreite durch die Reihen der Soldaten und spüre, dass sie erzittern wie Blätter im Wind. Fortan wird dieser Augenblick wie eine große Verwünschung als Schwermut auf ihnen lasten und sie werden keinen Schlaf finden in den langen Sommernächten, wenn der Schweiß in die Seele dringt und sie in Schrecken versetzt durch die fatale und allzeit lebendige Erinnerung an mein kurz eräugtes Antlitz, an meine verirrtten Augen, an den Schwung meiner tiefschwarzen Brauen auf der hellbraunen Haut meiner schattenbekrönten Stirn.

Liebesdurstig beneiden die Sklavinnen mich und jede träumt davon, allein in ihrem Bett, ohne jedweden anderen Körper, dass ihre Augen die Hunde zur Liebe und die Pferde zum Wiehern anstacheln, während der langen Nächte, in denen man in den Eingeweiden seine Jungfräulichkeit spürt.

Die Katzen reiben sich an meinen Beinen und fühlen sich als Tiger bis ins Geschlecht. Wenn ich vorüberschreite, verstummen die Vögel und die hochgewachsenen

Rosen streicheln mein Gesicht, weil ich das Privileg der Wege habe.

Bringt eure Träume mit auf diese Terrasse, von der aus man das Meer sieht. Ich will mit euch ausgesprochen träumen, auf dass meine Stimme mit den euren eine Geschichte webe, in der wir uns vor dem Leben schützen können, wie in einem Gespinnst.

Ich will, dass wir zusammen träumen. Wenn einige zusammenleben, warum sollten dann andere nicht zusammenträumen? Gibt es einen unverrückbaren Unterschied zwischen Traum und Leben?

Wie sollte ich nicht meine Stimme vergessen, solange ich diese einsame winzige Insel vor der Küste nicht vergessen kann, die wir erruderten. Auf ihr gab sich F. zum ersten Mal, wie sie war. Pochendes Leben. Etwas wurde ganz wahr. Ängstliche Idylle. Idyllische Ängstlichkeit. Die Sonne scheint so schön wie Du. Alles scheint im Schein vereint.

Ach, spiel's noch einmal, Sam. Also gut, ausgeträumt träumen. Insel, Wasser, Blau, Grünes, Aufpassen, Pff, futsch, eine Ewigkeit, schweigen. Die Träume haben keinen Traum.

Träume. Was wäre ich sie gerne los, die Träume der Nacht. Die ganze Tage fortdauern.

Nachtqualen, Tagesschalen, verschweig sie, Gedicht!  
Ich liebte und konnt nichts in der Schweben halten.

Hier aber muss ich plappern und plappern. Beschreiben für nichts und wieder nichts, wie ich, der ich die Fassung verlor, um Fassung ringe. Fassungslos über eine, die aus ihrer Haut schlüpft. Sinnlich, abstrakt und gemüthlich.

Ich wollt so gern mit ihr schalätzen gehn ... Als sei das Verlangen nach Unvereinbarem oder Ähnliches an Unähnlichem wahrzunehmen reinste Lebenstrunkenheit. Waren wir denn nicht gegensätzliche Pole? Aber viele Menschen sind von sich selbst beseelt, bewohnt, behaust. Und fast alle von ihnen haben sich so gut eingemietet. Eingenietet.

Ich schrieb ihr nach, in ihr Schweigen hinein: Nur wer sich für etwas einsetzt, lebt sein Leben: Nur wer mit sich und den anderen im Austausch steht, im Gespräch bleibt, das jeder Mensch ist. Kein Mensch ist eine Insel. Und deshalb kann kein Mensch auch nur einen Fuß vor den anderen setzen oder morgens aufstehen, ohne seinen Schwung ein wenig zu formulieren, und seine Notwendigkeiten, etwas zu tun und zu handeln: Sogar mit sich selbst kann er nur sprechen. Die Idee zu leben ist gleich der Idee der Liebe. Ein Mensch, der sich von der Idee der Liebe abschneidet, schneidet sich ab von der Notwendigkeit zu leben, sein Leben in Sprache zu denken. Immerhin ist die Sprache das Element aller unserer Entscheidungen: die Luft unserer Entschlossenheiten.

Tim Trzaskalik, 1970 in Bonn geboren,  
ist Autor und Übersetzer. Er lebt und arbeitet im Finistère  
und im hessischen Hinterland.

Erste Auflage Berlin 2026

Copyright © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Großbeerenstraße 57 A | 10965 Berlin  
*info@rohstoff-literatur.de*

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlag: Marion Wörle, Berlin  
Druck: Art-Druck, Szczecin, Polen  
Printed in Poland  
ISBN 978-3-7518-7041-2

*www.matthes-seitz-berlin.de*  
*www.rohstoff-literatur.de*

Rohstoff Verlag ist ein Verlagsprojekt  
von Matthes & Seitz Berlin.